

Savon und Mary sammeln Müll statt gute Noten

In Kambodschas Hauptstadt Phnom Penh arbeiten schätzungsweise 28 000 Kinder

Von Ellen Köhler*

30 Jahre Bürgerkrieg und die Schreckensherrschaft der Roten Khmer haben aus Kambodscha eines der ärmsten Länder Südostasiens gemacht. Viele Familien treibt die Armut in die Hauptstadt.

Dort müssen meist auch die Kinder mithelfen, die Familie zu ernähren. Allein auf der Mülldeponie Phnom Penhs arbeiten 130 Kinder mit ihren Familien.

Phnom Penh, im März

Die 12-jährige Savon rutscht aus, verliert einen ihrer Schlappen und tritt in eine Glasscherbe. Sie steht auf dem «Smokey Mountain», dem Müllberg von Phnom Penh. Aus ihrer Nase läuft Rotz, die Augen tränen. Schnell schlüpft sie wieder in den Schuh und sucht in der Rauchwolke nach ihren Eltern. Ein Müllwagen lädt seine stinkende Ladung aus. Ein Menschenknäuel stürzt sich darauf und wühlt mit den Händen im Abfall. Die Erwachsenen haben ihre Gesichter mit Kramas, karierten Tüchern, ver mummt zum Schutz gegen die giftigen Dämpfe auf der Mülldeponie der kambodschanischen Hauptstadt.

Die Schule als Hoffnung

Savon hält verzweifelt Ausschau nach ihren Eltern, die auch hier arbeiten. Schliesslich findet sie die beiden hinter dem Müllwagen. Sie beugen sich gerade über aufgeplatzte Müllsäcke, heben leere Plasticflaschen, Bierdosen und Löffel auf und stopfen alles in einen leeren Sack. Savon zeigt ihrer Mutter den verletzten Fuss. Doch diese verscheucht sie mit wedelnden Händen wie eine Fliege. Enttäuscht humpelt das Mädchen zum Fuss des Abfallberges, auf der Suche nach So Phalla. Als Savon das Tor aufstösst und über den Hof humpelt, sitzt die 46-Jährige erschöpft im Schatten des einzigen Baumes vor der Schule für Müllkinder, einem Projekt der Vulnerable Children Assistance Organization und von Terre des hommes. Nachdem ihr Savon den verletzten Fuss gezeigt hat, holt So Phalla Verbandszeug aus ihrem Büro. Mit der Pinzette zieht sie vorsichtig die Scherben heraus und reinigt die Wunde mit Jod. «Auch mein 7-jähriger Bruder und meine beiden älteren Geschwister arbeiten hier als Müllkinder», erzählt Savon während So Phalla ein Pflaster auf ihre Wund klebt. Zwölf Stunden täglich sortiert das Mädchen Abfall, bei tropischer Hitze. Jeden Tag, auch am Wochenende. Der Schrotthändler bezahle ihnen 5000 Riel (umgerechnet etwa 1 Euro) am Tag für die gefundenen Sachen, sagt Savon.

Die Schule für die Müllkinder befindet sich auf dem Gelände der Deponie in einem graugelben, einstöckigen Gebäude, gleich unter dem grossen Abfallberg. Müllwagen rauschen vorbei, Hühner rennen über den Hof. Seit eineinhalb Jahren unterbricht Savon jeden Morgen für eine Stunde ihre Arbeit und kommt hierher. Auf der Wandtafel stehen schnörkelige Silben des Khmer-Alphabets. Die Lehrerin zeigt mit einem Stöckchen darauf und fragt Savon etwas. Das Mädchen erhebt sich von der hölzernen Schulbank, antwortet schüchtern und verneigt sich mit gefalteten Händen vor der Brust. «Mittlerweile kann ich ein bisschen lesen, schreiben und rechnen», sagt sie stolz und streicht sich eine Strähne aus der Stirn. «Ich will Lehrerin werden, deshalb möchte ich weiter zur Schule», erklärt Savon weiter. So Phalla möchte das Mädchen noch in diesem Jahr in die staatliche Schule schicken. Doch Savons Eltern sind von der Idee nicht begeistert, obwohl die Hilfsorganisation das Schulgeld bezahlt. Denn das würde eine Arbeitskraft weniger in der Familie bedeuten.

Durch die Armut in die Stadt getrieben

Vor drei Jahren sind Savon und ihre Familie aus der Provinz Prey Veng, der ärmsten Gegend Kambodschas, nach Phnom Penh gekommen. Dort hatten sie alle bei einem Reisbauern auf dem Feld gearbeitet. In der Trockenzeit habe die sechsköpfige Familie oft tagelang keine Arbeit gehabt und damit auch kaum etwas zum Essen. Savon war neun, als sie hierher kam, und hatte

* Die Autorin ist freie Journalistin und lebt in Stuttgart.



Kambodschanische Kinder durchsuchen den Abfall auf einem rauchenden Müllhaufen von Phnom Penh.

MAK REMISSA / EPA

noch nie eine Schule besucht. «Das Schulgeld, konnten sich meine Eltern nicht leisten», sagt sie und schaut beschämt auf ihre schwarzen Fingernägel. In Kambodscha kostet die staatliche Schule pro Kind zwischen 5000 und 10 000 Riel (1 bis 2 Euro) im Monat. Ausserdem brauchen die Kinder Schuluniformen und Bücher. Und viele Lehrer stocken ihr bescheidenes Gehalt mit einer Extragebühr auf.

Kurz nach elf Uhr hastet Savon aus der Schule und folgt einem Müllwagen, der gerade den Abfallberg hinauffährt. Nun heisst es weiterarbeiten bis zur Dämmerung. Auf der Mülldeponie im Stadtteil Stung Meanchey, die etwa die Grösse von sechs Fussballfeldern hat, arbeiten 130 Kinder mit ihren Familien. Touristen fahren mit dem Moped-Taxi durch den Industrievorort zum nahe gelegenen Killing-Fields-Memorial. Seit 1999 herrscht Frieden in Kambodscha. 30 Jahre Bürgerkrieg und die Schreckensherrschaft Pol Pots haben aus dem ehemaligen Khmer-Reich eines der ärmsten Länder Südostasiens gemacht. Im Durchschnitt verdienen die Kambodschaner 250 Dollar im Jahr. Jeder fünfte Mann und fast jede zweite Frau sind Analphabeten. Kinderarbeit ist weit verbreitet. Alleine in Phnom Penh arbeiten schätzungsweise 28 000 Kinder.

Wie eine Giftschlange windet sich ein Trampelpfad über den Müllberg. So Phalla begleitet Savon nach Hause, denn sie möchte mit den Eltern des Mädchens sprechen. Eine faulige Qualmwolke liegt über ihnen. 200 Meter hinter dem Müllberg stehen ein paar Hütten auf Stelzen mitten im grasgrünen Schwemmland. «In der Regenzeit steht hier das Wasser oft knietief», sagt die Schulleiterin. Vor einem Monat mussten Savon und ihre Familie noch die Bracke aus der Hütte schöpfen. Monsunregen tropfte durch das Dach aus Plasticplanen in die 15 Quadratmeter grosse Behausung. Seitdem ist Savon krank. Sie hat dauernd Fieber, ist erkältet und hat eine verstopfte Nase, von der Nässe und der Arbeit auf der Müllhalde. Savons Eltern kümmert das alles nicht, sie haben andere Sorgen: nämlich ganz einfach zu überleben. So Phalla möchte ihnen deshalb erklären, wie wichtig die Gesundheit ihrer Kinder ist.

Nachts mit dem Fahrrad unterwegs

Es ist 17 Uhr 30. Die Abendsonne schiebt sich zwischen die Blechhütten von Stung Meanchey, und der Slum versinkt in gnädigem Orange. Mary steht an der Hauptstrasse und umarmt eine Mülltüte, tastet sie ab, wie ein Arzt seinen Patienten. Sie spürt etwas Festes zwischen ihren Händen, greift hinein, zieht eine Plasticwasserflasche heraus und wirft diese in den Bambuswagen. Der 16-jährige Reathy sitzt grinsend auf seinem Rad und wartet am Strassenrand auf seine zwei Jahre jüngere Schwester. Mary fischt noch ein paar Plasticfolien aus dem Müll, schmeisst auch die in den mit Draht befestigten Fahrradanhänger und setzt sich obendrauf. Im dichten Feierabendverkehr rollen die beiden Richtung Stadtzentrum. Mopeds, Autos und Lastwagen überholen das langsame Gefährt. Ein Radfahrer fährt dicht auf, greift mit der Hand nach dem Wagen und lässt

sich ein Stück weit mitziehen. Mary ignoriert ihn und sucht den Strassenrand mit ernster Miene nach dem nächsten Abfallkorb ab.

Jeden Abend sind die beiden unterwegs, fahren die sieben Kilometer von Stung Meanchey bis ins Zentrum von Phnom Penh und zurück. Immer dieselbe Strecke. Reathy stoppt vor dem Psar Psar Toul Tom Pong, dem Russenmarkt. An den Obst- und Gemüseständen drängeln sich die Einheimischen. «Rund um die Märkte gibt es den meisten Abfall», sagt Reathy und stellt das Rad vor einem Seiteneingang ab. Mittlerweile ist es dunkel, nur die Scheinwerfer der vorbeifahrenden Wagen erhellen den Blechverschlag immer wieder für einen Moment. Der Boden ist bedeckt mit aufgeplatzten Müllsäcken, es stinkt faulig. Eine Ratte huscht davon, als Mary sich über den Abfall beugt und dünne Plasticsäcke herauszieht. Offenbar waren andere schon vor ihnen da.

Trotzdem sind die beiden froh, dass sie nicht mehr auf der Deponie arbeiten. Dort sei der Abfall schon vorsortiert, sagt Mary. Jeden Morgen verkaufen sie den Plasticmüll, den sie am Abend zuvor gefunden haben, an den Schrotthändler. «Für ein Kilo bekommen wir 300 Riel. Wir verdienen meistens 3000 Riel pro Abend. Auf dem Markt kaufen sie davon dann gekochten Reis mit Schweinefleisch oder mit Fisch für sich und die Familie. «Das ist billiger als selber kochen, und vom Rest kaufe ich mir manchmal ein Buch», sagt das hochgewachsene Mädchen.

Marys Grossmutter, die 59-jährige Boen Sophanna, ist eine warmherzige Frau mit rundem Gesicht und kurzen schwarzen Locken. Sie sitzt auf dem Bambustisch hinter ihrer Blechhütte und schaut nachdenklich in die Ferne auf den etwa einen Kilometer entfernten Müllberg. «Mary war ein halbes Jahr alt, als ihre Eltern starben. Zuerst die Mutter. Sie wurde nach Marys Geburt ernsthaft krank und starb bald. Kurz darauf starb auch ihr Vater, nachdem er beim Husten immer Blut gespuckt hatte», erzählt die Grossmutter.

Vor zehn Jahren ist Boen Sophanna, gemeinsam mit ihren sechs Enkelkindern und ihrer jüngsten Tochter aus der Provinz Pursat an der thailändischen Grenze nach Phnom Penh gezogen. «Wir haben bei Bauern auf dem Reisfeld gearbeitet und kein eigenes Land besessen. Nach einer Missernte gab es keine Arbeit mehr für uns, also sind wir in die Stadt gezogen. Zum Müllsammeln.» Hier verdient die Familie mehr als in ihrer Heimat. Sie haben gerade genug, um nicht zu hungern. Und wenn es mal nicht reicht, leihen sie sich etwas Geld von den Nachbarn. Früher ist die Grossmutter zusammen mit Mary und deren Geschwistern auf die Deponie oder nach Phnom Penh zum Müllsammeln gegangen. «Jetzt habe ich ein krankes Knie und kann nicht mehr arbeiten», sagt sie traurig.

Im Zentrum von Phnom Penh fahren Mary und Reathy in den Kreisverkehr am Unabhängigkeitsdenkmal. Der steinerne Turm in Form einer Lotusblüte soll an die Befreiung des Landes von den französischen Kolonialherren 1953 erinnern. Heute hoffen die beiden Geschwister, dass sie jemand aus der Armut befreit. Sie biegen in den Norodom Boulevard mit seinen – für kambo-

dodschanische Verhältnisse – prachtvollen Läden. Mary schaut sehnsüchtig in die Schaufenster einer Boutique. Vor einem Optikergeschäft halten die beiden an und wühlen in den Bambuskörben voller Müll am Strassenrand. Die Optikerin steht im Türrahmen und schaut den beiden angewidert zu. Oft würden sie die Leute verjagen, erzählt Mary. Das sei hart. Sie bekomme Selbstmitleid, wenn sie gut angezogene Leute auf ihren Mopeds vorbeiflitzen sehe und sich ausmale, wie es bei diesen zu Hause aussehe.

Der Traum vom normalen Leben

Die Geschwister biegen in die vornehme 184. Strasse ein. An der Ecke steht ein eleganter Betonquader, die Botschaft von Singapur. Davor sitzt ein Wachmann in piekfeiner Uniform auf seinem Plasticstuhl. Am Strassenrand stehen fünf überquellende Körbe. Mary springt ab und wühlt mit den Händen darin. Reathy bleibt auf dem Rad sitzen und zieht seine Baseball-Kappe tiefer in die Stirn. «Einmal hat uns ein Mann den vollen Wagen geklaut», sagt er. «Es ist gefährlich hier in der Stadt.» Besonders rund um den Psar Thmei, den Neuen Markt, der mit seiner Art-déco-Kuppel fast wie eine Moschee aussieht. Da habe es sehr viele Gangster. Seit Reathy dort verprügelt wurde, meiden die beiden die Gegend. «Mary darf nicht mehr alleine losziehen, das verbiete ich ihr. Ich habe Angst, dass sie vergewaltigt wird», sagt der Bruder leise.

Auf der anderen Strassenseite steht ein sonnengelber Kolonialbau hinter schmiedeeisernen Gittern. Tagsüber springen hier Hunderte von Kindern in blau-weißen Uniformen über den Schulhof. In der Nacht kramen die Müllkinder im Abfall, den die Schüler hinterlassen haben. Während Mary eine leere Soyaucen-Flasche aus einem Korb fischt, erzählt sie, dass auch sie in die Schule gehe. Als Einzige in der Familie. Seit zwei Jahren besucht sie die staatliche Schule, nachdem sie ein Jahr auf der Schule für Müllkinder der Vulnerable Children Assistance Organization war. Bezahlt wird das Schulgeld von der Hilfsorganisation. Mittlerweile könne sie lesen und ein bisschen Mathematik, sagt Mary stolz.

Auch sie will einmal Lehrerin werden. «Ich möchte arme Kinder unterrichten», sagt sie, und ihre Augen leuchten zum ersten Mal. Mary will so schnell wie möglich raus aus dem Slum mit den Blechhütten. Sie will nicht mehr mit acht Personen auf 15 Quadratmetern hausen. Sie will endlich richtig Geld verdienen. Doch sie ist das einzige Müllkind in ihrer Klasse. Freunde hat sie deshalb keine unter ihren Mitschülern. Diese können nicht verstehen, warum sie nach der Schule mit ihrem Bruder Müll sammelt.

Kurz vor 11 Uhr abends kommen Mary und Reathy nach Hause. Mit dem Anhänger voller Flaschen und Folien. Bevor sie sich schlafen legen, verstauen sie das Rad mitsamt Anhänger unter der Blechhütte und decken es mit einer Plane ab. Dann kriechen sie erschöpft in ihre Hängematten daneben. Am Horizont glühen die Müllfeuer des «Smokey Mountains» wie bei einem Vulkanausbruch. Leichter Wind weht die giftige Rauchwolke bis in den Slum.